

Sonderdruck aus

Die Kunst des Vernetzens

Festschrift
für Wolfgang Hempel

Herausgegeben von
Botho Brachmann, Helmut Knüppel,
Joachim-Felix Leonhard und
Julius H. Schoeps



Verlag für Berlin-Brandenburg

Schriftenreihe des Wilhelm-Fraenger-Instituts Potsdam

Herausgegeben von Prof. e.h. Wolfgang Hempel
Prof. Dr. Helmut Knüppel
Prof. Dr. Julius H. Schoeps

Band 9

Bibliografische Information Der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 3-86650-344-X

Die Entscheidung darüber, ob die alte oder neue deutsche Rechtschreibung Anwendung findet, blieb den Autoren überlassen, die auch selbst für Inhalt, Literaturangaben und Quellenzitate verantwortlich zeichnen.

Umschlaggestaltung: Christine Petzak, Berlin
Redaktion und Satz: Dieter Hebig, www.dieter-hebig.de
Druck: Druckhaus NOMOS, Sinzheim

Titelfoto: Burg Ludwigstein, Innenhof

1. Auflage 2006
© Verlag für Berlin-Brandenburg GmbH,
Stresemannstraße 30, 10963 Berlin.
www.verlagberlinbrandenburg.de

Alle Rechte, auch die des Nachdrucks von Auszügen, der fotomechanischen Wiedergabe und der Übersetzung, vorbehalten.

Dimensionen der Freundschaft

Ein literarischer Wortwechsel mit Wilhelm Fraenger (1890-1964)
und seinem Freundeskreis

Von Rita Fromm und Petra Weckel

Vorab ein paar kurze Anmerkungen, um die im Vergleich zu den anderen hier versammelten Texten eher ungewöhnliche Form des Features zu erläutern. Zunächst in aller Unbescheidenheit ein paar Worte zu den Autorinnen. Dieses Team ist ein Werk Wolfgang Hempels. Eine der vielen durch ihn gestifteten Freundschaften, die hier ihr erstes gemeinsames Arbeitsprojekt vorstellt und dokumentiert: ein literarisches Feature über den Kunsthistoriker und Volkskundler Wilhelm Fraenger und seinen Freundeskreis.

Die beiden Autorinnen kennen Wolfgang unabhängig voneinander schon sehr lange und letztes Jahr ist es ihm gelungen, uns miteinander bekannt zu machen. Eine kurze Reise nach Karlsruhe führte uns in der Lobby des Hotels zusammen und wir waren uns auf Anhieb sympathisch. Die Themen Liberalismus, Frauen, Geschichte und Kunst sind der gemeinsame Nenner, auf dem innerhalb kurzer Zeit die Idee zu einem Feature über die Freundschaft der Malerin Louise Kayser-Darmstädter und Wilhelm Fraenger.

Rita¹ brachte ihre vielfältige Erfahrung im Entwickeln von Features mit und Petra² die Figuren, die spannende und immer noch höchst rätselhafte Geschichte der aus Mannheim nach Amerika emigrierten Künstlerin Kayser-Darmstädter und ihrer lebenslangen Verbindung mit dem Freund Wilhelm Fraenger. Im Laufe der Arbeit zeigte sich aber, dass das Freundschaftsnetz, das Wilhelm Fraenger um sich gespannt hatte, noch viele weitere interessante Persönlichkeiten aufwies, so dass wir uns schließlich entschlossen, das Feature auf einen Kreis von engen Freunden auszuweiten.

Ursprünglich dachten wir, das Feature zu Wolfgang Hempels Geburtstag vorzutragen. Aber es wurde uns schnell klar, dass dies ein das Recht aller anderen Gratulanten ignorierendes Unterfangen werden würde. Da kam die Idee auf, den Text, also das Arbeitsmanuskript, als Beitrag in die Festschrift zu integrieren. Wir haben es hier also mit keinem wissenschaftlichen

¹ Rita Fromm schreibt TextMusikCollagen und Szenische Lesungen zur Frauengeschichte.

² Petra Weckel ist im Vorstand der Wilhelm-Fraenger-Gesellschaft und hat das Leben Wilhelm Fraengers in einer Biografie zusammengefasst.

Text zu tun, sondern mit einem manuskriptartigen Arbeitstext, der zum Teil etwas holzschnittartig wirken kann. Das eigentliche Produkt, nämlich das Feature, widmen wir Wolfgang und werden es, wann immer es uns möglich ist, ihm und seiner Leidenschaft zur Freundschaftsstiftung zu Ehren live vortragen, und ihm bei Gelegenheit, ordentlich aufgenommen und auf eine CD gebrannt, übergeben.

Was macht Fraenger für uns so interessant? Ist es seine Art, sich darzustellen, sein Selbstbewußtsein, so wie in dieser Selbstbeschreibung von 1911?

„Ich war von jeher ein Kerl, der sich in einigen nicht unwesentlichen Punkten von den andern unterschied, was zu tun ich mir auch heute noch die Freiheit nehme. Meine Interessen waren stets andere, als sie im Augenblick hätten sein sollen, sie waren mir aber stets wichtiger, wofür sich die andern, die sie im Augenblick hätten sein sollen, bitter und hart rächten. (...) Ich habe sonderbarerweise nie das Bewusstsein von der soliden Existenz als Vorbedingung für Ehre und Glück besessen und heute noch harre ich dieser Erleuchtung.“

Sind es seine Studien der Literaturgeschichte, Neueren Geschichte und Kunstgeschichte, seine überaus musikalischen Begabungen, sein Spiel auf Barockharfe, Gitarre und Englischhorn, sein Gesang?

Der Dramatiker Carl Zuckmayer lernte Fraenger etwa 1917 in Heidelberg während seiner Studienzeit kennen. In Zuckmayers Memoiren *Als wär's ein Stück von mir* erinnerte er sich nachhaltig an seine Begegnung mit ihm:

„Ungewöhnlich wie sein Geist und seine sprühende Phantasie war seine Erscheinung, die sich von allen anderen Gestalten der akademischen Welt aufs originellste abhob und unterschied. (...) Kam er auf der Strasse daher, (...) so dachte man weder an einen modernen Gelehrten noch an einen zeitgenössischen Bohemien, aber erst recht nicht an eine Spitzweg-Figur oder einen „Stillen im Land“; eher an einen Alchimisten und Goldmacher, einen Geheimbündler der Steinmetzzunft, an einen spitzzüngigen Erzschemel, einen aus der Kutte entsprungenen Mönch, Reformator oder Wiedertäufer, vielleicht auch an einen Baalspaffen, Mystagogen und Laster-Abbé, dem man die Zelebration der Satansmesse zutraute. (...) In den Kreisen der traditionsgetreuen Akademiker galt er als der reine Teufel oder wenigstens dessen mephistophelischer und, was noch ärger war, bolschewistischer Abgesandter.“

Carl Zuckmayer, geboren am 27. Dezember 1896 in Nackenheim, studierte von 1918 bis 1919 in Frankfurt a.M. und Heidelberg. 1920 ging er zum Theater und arbeitete unter anderem mit Bertolt Brecht und Max Reinhardt zusammen.

Mit dem volkstümlichen Bühnenstück *Der fröhliche Weinberg* (1925) und dem antimilitaristischen Satirestück *Der Hauptmann von Köpenick* (1931) gelang ihm der Durchbruch. 1933 erhielt Zuckmayer Aufführungsverbot. Daraufhin emigrierte er zunächst nach Österreich und später in die USA. Das 1947 in Zürich inszenierte Stück *Des Teufels General* wurde ein Welterfolg. Zuckmayer kehrte, trotz vieler Ehrungen und Preise, nicht mehr nach Deutschland zurück. 1958 ließ er sich in der Schweiz nieder und schrieb dort seine 1966 erschienenen Lebenserinnerungen *Als wär's ein Stück von mir*. Am 18. Januar 1977 starb Zuckmayer in Visp.

Ist es das studentische Umfeld der ‚Gemeinschaft‘, das sich gegenseitig künstlerisch inspiriert, von dem Carl Zuckmayer berichtet?

„Wenn unser Kreis wirklich, wie ich vermute, ein magischer Zirkel war, so hatte er seinen Mittelpunkt und seine zentripetale Kraft in einem ebenso singulären wie sonderlichen Magus, der uns allen an universalem Wissen, geistiger Frequenz und geformter Persönlichkeit um viele Spannen überlegen war...“

Dieser einzigartige Freundeskreis suchte durch die Auseinandersetzung mit neuartigem Kunstschaffen in der Bildenden Kunst und provokativer Literatur eine gesellschaftliche und politische Auseinandersetzung zu finden, die zu einem echten und intensiverem Leben führen sollte. Diese Gruppe erarbeitete sich gemeinsam moderne künstlerische Ausdrucksformen und stellte diese Erfahrung und dieses Wissen der herkömmlichen Haltung gegenüber. So Fraenger 1919 in einem Vortrag zur Ausstellung der ‚Gruppe Rih‘ in Karlsruhe:

„Die scheinbare Hilflosigkeit, die den Gebilden abstrakter Künstler eigen ist, verleitet den Unvorbereiteten zunächst zu der Ansicht, daß er es hier überhaupt nicht mit *Kunst* zu tun habe, sondern mit einem Vakuum, dem gegenüber er ohne jede assoziative Reminiszenz dasteht, bestenfalls aber um eine Art *Negerkunst*. Es ist dies der Grundirrtum, der *Kunst* mit ‚Können‘ verwechselt. Die ihm erliegen, sehen das Ziel der Kunst in nichts als in einer Wiedergabe der Lebenswahrheiten. Die Frage, ob denn der Künstler überhaupt Lebenswahrheiten wiedergeben wollte, kommt ihnen gar nicht.“

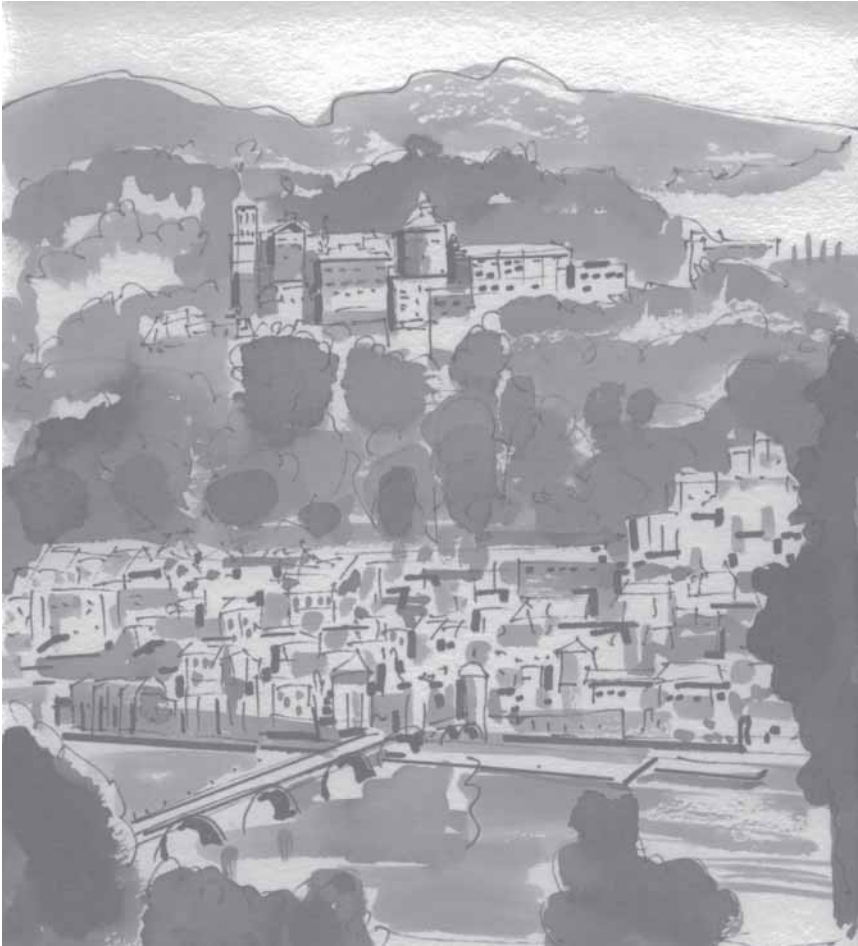
Es sind Fraengers kunsthistorische Vorträge, die auch heute *modern* sind! Margarete Hollmann, eine Zeitzeugin erinnert sich:

„Fraengers Zyklus hieß *Deutung neuer Kunst*. Er sprach über Francisco Goya, James Ensor, Edvard Munch und andere, aber er sprach eigentlich nicht über diese Maler, vielmehr vermittelte er durch seinen anschaulichen Text und die Art des Vortrags das innere Anliegen dieser Meister: Darstellungen des Unheimlichen, Grauenhaften, Traumhaft-Schrecklichen, des Zwielfichtigen, des Fürchterlichen, der Angst – der ganze Zwischenbereich der menschlichen Seele. Diese Atmosphäre übertrug Fraenger auf seine Hörer durch eine leise Stimme, der er einen hohlen, hintergründigen und unheimlichen Klang beimischte. Ich erinnere mich genau, wie dieser mittelgroße, ziemlich rundliche Mann auf dem Podium stand mit kleinen, halb zugekniffenen, sehr durchdringenden Augen, und diese Welt des Dämmrigen, Skurrilen, Schattenhaften in monotoner Stimmführung beschwor. Noch auf dem Heimweg spürte man das Grausige, und ein leiser Schauer lief noch immer über den Rücken.“

Es ist alles zusammen, was uns bis heute fasziniert.

Spiegelt sich doch in seinem Freundeskreis ein außergewöhnliches Zeitbild wider! Menschen, die durch ihre unterschiedlichen Begabungen zueinander fanden, um ein neues gesellschaftliches Miteinander zu versuchen.

Um Fraenger, der bis zu seiner Ernennung zum Direktor der Schloßbibliothek 1927 seinen Lebensunterhalt mit Honoraren aus Vortrags-tätigkeiten und Veröffentlichungen bestritt, scharten sich Literaten wie Klabund, Theodor Däubler, Otto Flake. Hier lauschte man den Balladen und Spottversen Klabunds, aber auch den Gedichten von Else Lasker-Schüler und Franz Werfel, von Fraenger auf der Laute begleitet, ebenso dem Maler Rudolf Schlichter, der Moritaten in alemannischem Dialekt sang. Hier ließ man die ‚Wirtshauspoesie‘ des schwedischen Nationaldichters, Komponisten und Troubadours Carl Michael Bellman aus dem 18. Jahrhundert auferstehen. So groß dessen Bewunderung in Schweden war, so wenig bekannt waren seine Werke, z.B. der Liederzyklus ‚Fredmans Epistel‘ und ‚Fredmans Gesänge‘ hierzulande. Allerdings hatte bereits Ernst Moritz Arndt Teile seiner Werke in Deutsche übertragen. Carl Zuckmayer ließ sich derart inspirieren, dass er das Leben des Dichters und seiner Nympe Ulla Winblad in ein Drama goß: *Ulla Winblad oder Musik und Leben des Carl Michael Bellman*. Das Lied *Weile an dieser Quelle* wurde zum konspirativen Erkennungspfliff, der auch nächstens den Freunden die Türen öffnete.



Heidelberg
(Dieter M. Weidenbach)

Epistel Nr. 82, Ulla Winblad

Weile an dieser Quelle, sieh unser Frühstück ist zur Stelle.
 Rotwein und Pimpinelle und Bekassinchen zart und fein.
 Klang! Was für Flaschen sollen aus jenem Korb, dem übervollen,
 leer in das Gras hinrollen, und schmecke welche ein Duft so rein!
 Dein Mittagswein schäumt aus dem Krug so helle im Frühlingschein,
 Weile an dieser Quelle, lausch auf des Waldhorns Ton im Frei'n!

Prächtig dem Blick enthüllen sich dort ein Hengst mit Stut' und Füllen.
 Stark hört den Stier man brüllen, und hin und wieder blökt ein Lamm.
 Seht wie der Haushahn krähet und wie sein Huhn sich bläht und flöhet.
 Schwälblein die Luft durchwehet und Elster kreischt dort auf dem Stamm.

Erbrausend lind sind Busch und Baum gefüllet vom Himmelswind.
 Prächtig dem Blick enthüllet sich's Paradies dem Erdenkind.

Seht! Wie das Nymphlein eilet und wie ihr Füßlein nimmer weilet.
 Ei und Oliv zerteilet, und schwitzt im eifrigen Pläisir.
 Seht wie ihr Brüstlein hüpfet und sich ihr Rock beim Bücken lüpfet.
 Hei, wie sie dreist entschlüpfet, fasst man ans Knie und drüber ihr.
 Skáll, Ulla, Skáll, lasst uns ein Schnäpslein trinken, gestrichen voll
 Dazu ein Stückchen Schinken, das uns vortrefflich munden soll.

Spielet ihr Musikanten. Laßt Lied um Lied wie Schaum aufbranden.
 Lachtet der alten Tanten, die uns mit dürrem Finger dräun.
 Schwirret wie nächt'ge Falter um unser Licht, ihr trunk'nen Psalter.
 Bald naht sich graues Alter, drum lasst uns heut der Jugend noch
 erfreu'n.

Viel Winde wehn von unbekanntnen Landen, viel Jahre gehn
 Spielet ihr Musikanten, laßt Lied um Lied wie Schaum aufwehn.

Auch dieses Lied gehörte bald zum aktiven Liedgut der „Gemeinschaft“:

Lied Nr. 21, Tischlied

So trolln wir uns ganz fromm und sacht
Von Weingelag' und Freudenschmaus.
Wenn uns der Tod ruft: Gute Nacht,
Dein Stundenglas rinnt aus.
Wer heut noch frech den Schnabel wetzt
Und glaubt, ein großer Herr zu sein,
Paß auf, der Schreiner hobelt jetzt
Schon grad an deinem Schrein.
Scheint das Grab dir tief und dumpf sein Druck
Alavott, so nimm noch einen Schluck,
Und noch einen hinterher und rasch noch zweie, dreie mehr,
Dann stirbt sich's nicht so schwer.

Der nach des andern Liebsten schießt
Und doch sich fühlt als Nobelman,
Paß auf! Dem Spielmann, der dir spielt,
springst du ins Grab voran!
Und du, der toll vor Eifersucht
Zerschmiß einst jedes Glas im Saal,
Wenn dich der Tod im Bett besucht:
Hoch lebe Dein Rival!
Scheint das Grab dir tief und dumpf sein Druck,
Alavott, so nimm noch einen Schluck,
Und noch einen gleich dabei, und rasch noch zwei und noch drei,
Dann stirbst du sorgenfrei.

Was hilft's, wenn du vor Wut auch spuckst,
der Tod ist keiner Münze feil.
Von jedem Schlückchen, das du schluckst,
Schluckt schon der Wurm sein Teil.
Ob niedres Pack, ob hohe Herrn –
Am Ende sind wir Brüder doch:
Dann leuchtet uns der Abendstern
Ins gleiche finst're Loch.
Scheint das Grab dir tief und dumpf sein Druck,
Alavott, so nimm noch einen Schluck,
Und noch einen hinterher, und rasch noch zweie, dreie mehr,
dann stirbst du nicht so schwer.

Diese im alten Heidelberger Wirtshaus *Wolfsbrunnen* veranstalteten legendären Abende, ob draußen im großen Gastgarten oder geräumigen Saal, wurden zum Geheimtip der Heidelberger Szene. Lichtbildervorträge, Privatseminare, Lesungen, Aufführungen alter und neuer Stücke, Szenenfolgen waren einzigartig. Über einen Konzertabend mit Paul Hindemith gibt es die Überlieferung, daß er auf den Schultern durch die Stadt zum Stammlokal an der Neckarbrücke getragen wurde:

„In der Ecke stand ein wackliges Piano, auf dem das ‚Paulche‘ Hindemith uns nachts mit dem Seehundklavier bekannt machte: die flachen Hände wie Flossen benutzend, ohne einzelne Tasten anzuschlagen, brachte er köstliche Parodien auf gängige Musikwerke zustande, wobei er selbst wie ein dressierter Seehund aussah. Liszt, Chopin und Wagner, mit Seehundflossen gespielt, gewannen entschieden an Humor.“

Neben Carl Zuckmayer war Wolfgang Frommel (1902-1986) ein wichtiger Weggefährte von früher Jugend bis an Fraengers Lebensende. Frommel stammte aus einer alten Karlsruher Pfarrer- und Theologenfamilie. Seit 1921 studierte er in Heidelberg Germanistik, Theologie und Pädagogik. Im Sommer 1933 wurde Frommel Leiter der Abteilung Wort beim Südwestdeutschen Rundfunk Frankfurt. Er gründete u.a. die Sendereihe *Vom Schicksal des deutschen Geistes*, die auch unter dem Namen *Mitternachtssendungen* bekannt wurde.

Die Beiträge waren geisteswissenschaftlich oder literarisch ausgerichtet und wurden von wechselnden Autoren gestaltet. Häufig enthielten die Vorträge einen systemkritischen Hintersinn, der die offizielle Zensur umging.

Während der Rundfunkarbeit intensivierte sich der Kontakt zwischen Frommel und Fraenger, die sich bereits aus Heidelberg kannten. Da Fraenger im nationalsozialistischen Deutschland nicht mehr veröffentlichen konnte, bildeten die Sendungen Frommels für ihn wie auch andere Autoren eine politische Nische und Erwerbsmöglichkeit.

Frommel emigrierte 1939 nach Holland, wo er eine Gruppe meist jüdischer Jugendlicher deutscher und niederländischer Nationalität in seiner Wohnung versteckte.

Auch Frommel kehrte, wie Zuckmayer, nach Kriegsende nicht nach Deutschland zurück. 1947 lebte der Kontakt zwischen Frommel und Fraenger wieder auf. Beide entdeckten in ihren Briefen, auch während der Zeit der Trennung, eine intensive geistige Verbundenheit.

Eine ähnlich geistiges Band verband Fraenger mit der Malerin Louise Kayser-Darmstädter. Sie entstammte einer Mannheimer Kaufmannsfamilie. Nach einem Kunststudium in München kehrte sie nach Mannheim zurück. Sie lernten sich in Fraengers Mannheimer Zeit kennen und Lulu, wie Louise Kayser-Darmstädter von ihren Freunden genannt wird, erlebte ihn erstmalig bei seinen kunstwissenschaftlichen Vorträgen zu Beginn des Ersten Weltkrieges. Davon tief beeindruckt, entwickelte sich im Laufe der Jahre eine innige Freundschaft, die sich in zahlreichen gegenseitigen Geschenken, Widmungen und Briefen zeigt. In einem Brief an Fraenger über ein Kreuz von der Liebfrauenkirche, das er ihr geschenkt hatte, schreibt sie aus ihrem amerikanischen Exil:

„Ja, dieser Talisman hat mich all diese Jahre begleitet; manchmal lag es auf meinem Herzen, wenn ich gar nicht mehr wußte, wie soll das Leben weitergehen. Wenn wir in andere Städte zogen, um neu anzufangen, neu zu hoffen, neu zu studieren, aber nicht zu verzweifeln, dann nahm ich das eiserne Kreuz, gedachte der unvergänglichen Werte, der Liebe und Treue, die Du mir geschenkt hast und sie wirkten Wunder. Der Glaube an das Geistige, das stärker ist als wir wissen, hat mich geführt (...). Ich glaube auch an eine Verbundenheit über weite Meere und Länder hinweg, die ausstrahlt vom Mensch zum Menschen. Liebe erzeugt starke Kräfte, (...)“

Es ist nicht ausgeschlossen, dass einige ihrer Bilder von Fraenger bereits im Heidelberger Kunstverein gezeigt wurden. Spätestens, als Fraenger im April 1927 Direktor der Mannheimer Schlossbibliothek wird, sehen sie sich häufig und führen intensive Gespräche. Lulu animiert ihren Mann, den Kunsthistoriker und Journalisten Stephan Kayser, den neuen Direktor im *Mannheimer Morgen* gebühlich vorzustellen. Sie selbst steuert dem Artikel eine Portrait-Skizze ihres Freundes bei.

Ogleich Protestant, ist Fraenger der erste, der Lulu einen bleibenden Eindruck ihres jüdischen Glaubens vermittelt:

„Wie unvergessen bleibt mir die Vorstellung der alten Synagoge von Worms, die Du mir zum ersten Mal zeigtest – und wie wir die Treppe zum Bad hinunter stiegen – Du hast die Stufe mit Deinen Lippen berührt und Deinen Mund benetzt mit dem Wasser, das dunkel und trübe unser Spiegelbild zurückwarf. Du sagtest: Wie stolz bin ich, dass Deine Ahnen hier sich reinigten – wie stolz dass Du von so weither zu mir gekommen bist von einem alten Geschlecht – tausende von Jahren hat es sich erhalten und wird weiterleben.“

Nur wenige Jahre später emigrieren Lulu und ihr ebenfalls jüdischer Mann über die Tschechoslowakei nach Amerika, wo sie ein neues Leben

beginnen. Lulu fängt mit Anfang 40 ein Ingenieursstudium an. Stephan, der sich nunmehr Stephen nennt, versucht sich als Kunsthistoriker zu etablieren. 1944 wird er zum Kurator des neuen Museums of the Jewish Theological Seminary in New York berufen und künftig leiten sie gemeinsam dieses Museum und bringen es in den zwanzig Jahren ihres Verbleibs zu großer Blüte.

1947 erhält Lulu den Auftrag, zwölf Glasfenster für den im Frühjahr des Jahres durch Feuer zerstörten Har Zion Temple in Philadelphia zu entwerfen. Ein enormes Projekt, das durch ihr Ingenieursstudium erheblich erleichtert wird. Marc Chagall hat viel später erst gewagt, sich mit der komplizierten Technik der Glasfenster zu beschäftigen. Sie entwirft unter der religiösen und historischen Anleitung von Professor Louis Ginzberg einen Bilderbogen der jüdischen Geschichte, für den jedes Fenster eine bestimmte zeitliche Periode darstellt. Die Fenster sind heute noch in Philadelphia, jetzt in der Pinn Memorial Baptist Church, 2251 North 54 Street, zu betrachten.

Wolfgang Frommel beschreibt Carl Zuckmayer in einem Brief vom 11. Dezember 1960 eine Begegnung mit Lulu in New York:

„Um 9:30 Uhr erschien, nachdem ich ganz zufällig bei Fritz Neugas ihre Adresse erfahren hatte, Lu Kayser, die von Fraenger höchst verehrte Freundin vieler Jahre, für die er das Sammelwerk *Eurydike, Lob abgesehener Frauen* zusammenstellte, als sie aus Deutschland emigrierte. Sie hat jetzt mit ihrem Gatten die Leitung des großen jüdischen Museums in der 5th Avenue, das die Warburgs hier gegründet haben, und das die beiden völlig aufbauten (...). Sie hat ein schönes, vom Leid gefurchtes Antlitz, graue, seltsame Augen und ist streng und distanziert im Auftreten. Wir zogen uns, als ich kam, sofort in ein anderes Zimmer zurück, und es entwickelte sich ein so an das Herz gehendes Gespräch, dass wir zuletzt, ohne ein Wort zu sagen, Hand in Hand, stumm, lang nebeneinander saßen.

Sie erzählte – im goldigsten Mannheimer Sprachton – wie sie, zwanzigjährig, Fraengers Vorträge über moderne Kunst gehört habe und dadurch geistig erweckt worden sei. Um die dreissig entwickelte sich dann die große Freundschaft. Sie sagte, dass er ihr die Welt verwandelt habe. Welch ein Kosmos ging ihr bei ihm auf! Wie habe er die Verpflichtung des geistigen und musischen Lebens in ihr geweckt! Und weiter, dass sie die alten Städte am Main und Rhein durchwanderten, er ihr Kirchen und Synagogen zeigte und ihr zum ersten Mal den Sinn für die Riten und geheimnisvollen Lehren der Juden geöffnet habe. Er war ihr kein Gelehrter, sondern immer ein Sänger, ein Dichter, der sie ganz in den Zauberbann

mit seinen betörenden Weisen zu versetzen wußte. (...) Als sie 1952 plötzlich an Kehlkopfkrebs erkrankte, operiert und bestrahlt wurde, alles aussichtslos schien, spürte sie die religiösen und geistigen Kräfte, die Fraenger in ihr geweckt hatte so mächtig wie nie zuvor. Sie holte sich Texte der Bibel und der Mystiker, die er ihr vorgelesen hatte, und das Wunder geschah – sie wurde seit acht Jahren gesund.“

Von ihr erfuhr Frommel, dass Fraenger oft von seinem ‚lieben Freund Wolfgang‘ erzählte, sein ‚überströmendes Herz‘, das ‚goldene Licht‘ rühmte und sie es schön fand, ihn jetzt zu erleben. Und sie gestand ihm, dass es fast unwichtig sei, ob sie Fraenger je noch einmal sehe oder spreche – er sei immer in ihrer Nähe. Weiter schreibt Frommel Zuckmayer ihre Worte:

„Wissen Sie, an Besitz, an Dingen liegt mir gar nichts mehr. Den Innen-Raum der Welt: das göttlich-glühende, liebes-strömende Leben, das Fraenger zum ersten Mal mich ahnen lies, das er mir gezeigt hat, in das bin ich jetzt eingeschlossen.“

Ein anderer Weggefährte besonderer Art wurde Heinrich George, seit 1938 Intendant des Berliner Schillertheaters. Als Fraenger zunehmend politisch angefeindet wurde, holte er ihn als Künstlerischen Beirat zu sich und schützte den als *Roten Fraenger* verrufenen Wissenschaftler. Hier bot er ihm die Gestaltung der Programmhefte an und übertrug ihm die Verantwortung für die literarischen Matineen, die ab 1940 unter dem Namen „Morgenfeiern“ stattfanden. Will Quadflieg erinnert sich:

„Er vereinigte in den Programmen klassische Sprache und klassische Musik und überließ es dann den ausgewählten Schauspielern des Hauses, sich die Verse zu erarbeiten und zu sprechen. (...) Leider habe ich keinerlei Briefe von dem verehrten Mann – ich habe immer alles in seinem Zimmer im Theater mit ihm besprochen – und eine Fülle von Anregungen durch ihn bekommen; – (besonders Brentano und Novalis) seine Morgenfeiern und ihre subtile Programmgestaltung sind mir bis heute Leitbild für meine Dichterabende.“

Bertha Drews-George erinnert sich an Fraenger und die mit ihrem Mann Heinrich am Kamin verbrachten Abende, die Gespräche, Ideen für Vortrags- und Lesereisen, die nächtlichen Gelächter der beiden, die durchzechten Nächte und die Heidelberger Sommer, in denen Heinrich George ab 1934 auf dem Schloßhof seinen unvergesslichen ‚Götz von Berlichingen‘ zu neuem Leben erweckt.

„Ich lernte diesen außergewöhnlichen Mann in den ersten Tagen meiner Berliner Tätigkeit kennen. Er war damals Direktor der Schloßbücherei in

Mannheim. George kannte ihn schon in den „wilden“ Frankfurter Jahren. Sie begegneten sich bei der gemeinsamen Bemühung, erste dramatische Versuche Oskar Kokoschkas auf die Bühne zu bringen. Kein leichtes Unterfangen dazumal! Man erzählte mir, wie dieser hoffmanneske Gelehrte zur Einführung aus der Loge des Theaters im flackernden Licht eines siebenarmigen Leuchters eindringlich deutliche Worte mit der ihm eigenen Plastik des Ausdrucks an das Publikum richtete – ohne den Abend vor dem gefürchteten Skandal retten zu können! Man muß ihn sich vorstellen wie ein Mönchlein. Seine Augen beobachteten und durchschauten sein gegenüber. Ich glaube, er besaß Gaben, die weit über das hinausgingen, was man gemeinhin mit Intelligenz und Bildung bezeichnet. Jedenfalls gab es zwischen ihm und George gewissen Entsprechungen. ... Beide hatten mehr als fünf Sinne. Nur so sind seine hellstichtigen Deutungen der Bilder Hieronymus Boschs, die voller Rätsel stecken, oder die phantasievolle Beschwörung der Bildersprache Grünewalds (ein prachtvoller Essay, der George gewidmet ist) zu begreifen. ... Was ich klar zu machen versuche, ist die Bereitschaft beider Männer – des Wissenschaftlers und des Künstlers –, der Trivialität des täglichen Lebens ein Schnippchen zu schlagen. Das machte mir zuzeiten sehr zu schaffen. Ich hatte Instinkt genug, um nach unserer ersten Begegnung zu erkennen, daß dieser universelle Geist eine Nummer zu groß für mich war. Ich glaubte auch zu bemerken, daß meine Gegenwart bei unseren gemeinsamen Mahlzeiten oder bei den Abenden am Kamin nicht unbedingt erwünscht war. – Was Wunder, daß ich einen Groll gegen diesen Gast hegte. Mich ärgerte überhaupt der ganze festliche Aufwand, die freudige Erwartung.

Ja, allein die Tatsache, daß George ihn zu sich ruft, als ob er um die Ecke wohnt, daß ihm keine Mühe zu groß ist, um ein gewünschtes Gespräch oder neue Ideen für Vortragsreisen und Lesungen zu realisieren. Ich versteckte meine ‚Eifersucht‘ hinter der zimperlichen Besorgnis, daß nun der Weinkeller mit seinen köstlichen Schätzen in ungebührlichen Mengen erhalten muß. – Nachts höre ich ihr Gelächter. George liest Verse und Prosa, seltene Funde, die der Freund aus dem Schatz seiner literarischen Entdeckung herausrückt. ... Aber wie so oft im Leben bekam auch diese Erfahrung mit den Jahren eine neue, freundlichere Dimension!

Die Heidelberger Sommer! ... Unsere Fahrten durch die glückliche Landschaft des Neckartals bestellten Fraenger zu unserem hymnisch inspirierten Cicerone. Was wußte er alles zu berichten von den uralten Burgen, von den Schlössern voller Kostbarkeiten und nicht zuletzt von verschlafenen Gaststuben, die er wie mit einer Wünschelrute aufstöberte!

Hier waltete segnend Gott Bacchus – und Fraenger wußte kostbare Säfte aus den Kellereien unter der Erde ans Licht zu zaubern.“

Fraenger suchte wieder, wie in den 1920er Jahren, Freiräume in der Kunst. Und es gelang ihm, politisch gefährdeten Freunden und Kollegen Unterschlupf im Schiller-Theater zu verschaffen.

Begonnen hat das Feature mit Zuckmayer, und er setzt ihm auch ein Ende. Am 4. April 1964, kurz nach Fraengers Tod, schrieb er an Gustel Fraenger:

„Ihm sollte mehr als ein Denkmal gesetzt werden, – war doch der Radius seiner geistigen Ausstrahlung, seines Wissens und seiner Darstellungs- und Übertragungsgabe geradezu unerschöpflich. Sein ‚Hieronymus Bosch‘ hat ihm zwar eine Art Weltruhm eingetragen, doch wer ihn nicht gekannt und wie wir eine Zeit lang unter seinem Einfluss gestanden hat, ahnt nichts von dem Reichtum und der Fülle dieses Geistes und von der Macht seiner elementarischen Phantasie. Ich sehe ihn mit der Laute, – so wie der ‚kleine Walter Becker‘ ihn auf einigen Aquarellen skizziert hat, – ich höre seine Chansons und Kompositionen, Klabund, Werfel, Else Lasker-Schüler, die französischen Balladen (Jean Renaud revenant de guerre...), uns unseren Bellman, – ich höre seine Reden und Vorträge, aber noch viel mehr seinen ganz persönlichen Tonfall von Mensch zu Mensch. ... Dazu kommt noch der Hauch eines unverfälschten, phrasenlosen Humors, man könnte auch sagen: einer unbekümmerten, scholarenhaften Heiterkeit, die nie an der Oberfläche blieb, immer das Unheimliche und alle Dämonien des Lebens und des Menschengesistes mit einschloß, – jene nächtliche Luft, die bei unseren ‚Wolfsbrunnen-Abenden‘ wehte. ... Mein Gedenken an Wilhelm Fraenger heißt: Dankbarkeit und Bewunderung.“

